

# Eine konservative Denkschrift

*Rudolf Taschner, Wiener Wirtschaftskreis*

Als die Universität Wien 1965 das Fest ihres 600jährigen Bestehens beging, veranstaltete die damalige Hochschülerschaft ein mehrtägiges Symposium mit wahrhaft erlesenen Vortragenden: Rudolf Augstein, Gründer des damals noch lesenswerten „Spiegel“, Ingeborg Bachmann, die herausragende Poetin und Verkünderin des Wortes „Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar“, Ernst Bloch, marxistischer Philosoph und Schöpfer des „Prinzips Hoffnung“, Johannes Baptist Metz, katholischer Denker und Begründer der „Neuen Politischen Theologie“, Manes Sperber, der große Romancier, Autor des zeitgeschichtlichen Werks „Wie eine Träne im Ozean“, und viele weitere mehr. 2015, bei der Feier zum 650jährigen Bestehen der Universität Wien, gab es nichts annähernd Vergleichbares.

Einen der glanzvollsten Beiträge der Feier von 1965 lieferte der eminente Historiker und Geschichtsphilosoph Golo Mann, Autor der fulminanten „Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“. Er stellte sich in seinem Vortrag die Frage, ob man noch an Tradition und seit alters her bestehenden Weltbildern und Tugenden festhalten solle, oder aber jenen zuzustimmen sei, die „jeden Versuch, in unserer Epoche die Tradition, die Werte und Wertungen einer früheren Epoche aufrechtzuerhalten und wiederzubeleben, für hoffnungslos und hinderlich“ erachten.

Die sich gegen Tradition und Besinnung auf unsere Wurzeln aussprechen, stellen nüchtern fest, „dass wir aus der Vergangenheit nichts mehr lernen können, dass sie uns nichts mehr sagt und dass sie uns nichts mehr hilft. Das Lateinische nicht und die humanistische Bildung nicht, unsere eigene Klassik nicht, die religiöse, kirchliche Überlieferung nicht und so fort. Fort mit den alten Scharteken; mit beiden Füßen hinein in die von aller Vergangenheit losgerissene Gegenwart, um frei die Zukunft zu meistern. Wer heute noch Tradition aufrechterhalten will, der kämpft im besten Fall ein hoffnungsloses Rückzugsgefecht.“

Als Golo Mann so sprach, konnte er noch glaubhaft die andere Seite, die konservative Position vertreten, konnte er noch Edmund Burke, einen der scharfsinnigsten Denker des späten 18. Jahrhunderts, zitieren, dessen Worte von den Zuhörern vielleicht nicht vollinhaltlich befürwortet, doch zumindest verstanden wurden. Würde man diese Zitate heute vortragen, wäre das Publikum heillos überfordert, diesen inhaltlich zu folgen, so fremdartig tönen sie.

Überhaupt wirkt Golo Manns beherzter Einsatz für Tradition und Besinnung auf die Wurzeln unseres Daseins, der schon damals von sogenannten fortschrittlichen Kräften mit Argwohn bedacht wurde, heute geradezu seltsam. Denn wir leben in einer Ära der Entwurzelung.

Wann sie begann, ist nicht leicht zu definieren. Wurde bereits mit der Französischen Revolution die Axt an die Wurzeln gelegt? Waren es die Errungenschaften der Technik, von der Dampfmaschine über die Verbrennungsmotoren, die Elektrotechnik, die physikalischen, chemischen, biologischen und medizinischen Erkenntnisse und Verfahren bis hin zur Digitalisierung, welche die Illusion weckten, mit modernen, fortschrittlichen Methoden die alte Welt vergessen und die neue aus eigenem Können und mit eigener Kraft aus den Angeln der Vergangenheit heben zu können? Oder war es die Katastrophe der beiden Weltkriege, die Henry Kissinger als einen zweiten Dreißigjährigen Krieg in den Blick nahm, nur noch widersinniger, noch grausamer, noch zerstörerischer als der erste, wobei nach dem ersten das Heilige Römische Reich dem Verfall preisgegeben war, der sich schleichend, von Zeitgenossen bis zum Auftauchen Napoleons kaum bemerkt, eineinhalb Jahrhunderte hinzog, während der zweite womöglich den Abgang ganz Europas als weltpolitischen Akteur zur Folge hat?

Alle Vorschläge für Antworten haben einiges für sich. Augenscheinlich wurde konservatives Denken jedoch im Gefolge der sogenannten 1968-er Bewegung brutal kaltgestellt, als Studenten und ihre Sympathisanten an den amerikanischen Universitäten, vor allem in Paris, in Westberlin und in anderen europäischen Großstädten gegen das „Establishment“ zu Felde zogen. „Unter den

Talaren - Muff von tausend Jahren“, skandierten sie. Wobei sich hinter dieser Parole zugleich Programm und Irrtum verbergen:

Programm, weil in der Ächtung des Begriffs „Talar“ nicht bloß gegen die als elitär empfundene Tradition der Universitäten angekämpft wird, sondern überhaupt die als überholt empfundenen Traditionslinien endgültig wegradiert werden sollten. Der damalige Aktionist Detlev Albers deutete seinen Spruch als Kampf „gegen den Vietnamkrieg und für nichts weniger als eine Umwälzung der gesamten Gesellschaft“. Detlev Albers selbst schaffte, was Rudi Dutschke, der Wortführer der Studentenbewegung, in Anlehnung an ein Wort Mao Tse Tungs den „langen Marsch durch die Institutionen“ nannte: er starb 2008 hochgeehrt als ehemaliger Landesvorsitzender der SPD Bremen und Professor der dortigen Universität. Wenn auch der „lange Marsch durch die Institutionen“ nicht den ursprünglich erhofften Sieg des Marxismus bescherte, so gelang doch, wie von Detlev Albers propagiert, mit der Unterminierung des Establishments die „Umwälzung der gesamten Gesellschaft“: Wenn, wie damals verkündet wurde, alles Private politisch ist, wenn, wie Bruno Kreisky versprach, eine „Durchflutung aller Lebensbereiche mit Demokratie“ erfolgt, dann bleibt kein Stein des von der Tradition errichteten Gebäudes auf dem anderen, dann kippt das gesamte Erbe der Geschichte in den Abgrund, dann ist die „von aller Vergangenheit losgerissene Gegenwart“, vor der Golo Mann in düsterer Voraussicht warnte, Wirklichkeit geworden.

Irrtum, weil der „Muff von tausend Jahren“ vordergründig als Ächtung einst ehrwürdiger Vergangenheit der hohen Schulen verstanden werden könnte, die im Mittelalter ihren Anfang nahmen. Man darf den Spruch so lesen, aber tatsächlich zielten die protestierenden Studenten mit ihm auf Adolf Hitlers wahnwitzige Illusion des „Tausendjährigen Reichs“, orteten in der Ordinarienuniversität der Nachkriegszeit Reste dieses verfeimten Gedankenguts „unter den Talaren“ und erhoben sich in der Pose verspätet angekommener, dafür umso tapferer agierender Widerstandskämpfer lautstark dagegen. Und sie übersahen dabei, was Sebastian Haffner in seinen skalpellscharfen „Anmerkungen zu Hitler“ hervorhob: Es lag im Wesenszug des deutschen Diktators, alles Althergebrachte vernichten zu wollen. „Und dieses Chaos war Hitlers Schöpfung - wenn man so will, seine Leistung; eine Zerstörungsleistung, die bis heute kaum bemerkt worden ist, weil sie zum Schluss in einer noch umfassenderen Zerstörung auf- und unterging.“

In ihrer Missachtung der Tradition, in ihrer Forderung nach einer vollständigen Umwälzung der Gesellschaft waren die 68-er in ihrem Vernichtungsdrang dem einstigen Führer des Deutschen Reichs so gesehen näher, als ihnen lieb sein konnte. Natürlich beriefen sie sich auf eine marxistische Utopie, die nichts mit dem Rassenwahn der Nationalsozialisten gemein hat, aber im Abschwören der Vergangenheit und im Kappen der Überlieferung treffen sie, von verschiedener Richtung kommend, erschreckend einhellig zusammen.

Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang, dass der Widerstand gegen Hitler zu dessen Zeit vor allem aus der Abscheu vor seiner Zerstörungswut gegen die gediegenen Wertvorstellungen der Vergangenheit herrührte. Das war bei Sophie Scholl und ihrer Widerstandsgruppe der Weißen Rose der Fall, die aufrief, Hitlers Regime zu stürzen und ein „neues geistiges Europa“ zu errichten. Und das war bei dem sich der konservativen preußischen Tradition verbundenen Carl Friedrich Goerdeler der Fall, dem führenden zivilen Kopf der Widerstandsbewegung, die das Attentat des 20. Juli 1944 plante und, leider ohne Erfolg, ausführte. Sebastian Haffner nennt es „in der Substanz ein hochkonservatives Unternehmen“. Und er schließt die allgemeine Feststellung an: „Wirklich gefährlich konnte die konservative Opposition Hitler nie werden, und die Kette seiner leichten Erfolge gegen sie reißt nicht ab. Immerhin: Es war die einzige Opposition, die ihm bis zum Schluss zu schaffen machte; die einzige, die eine, wenn auch geringe Chance hatte, ihn zu Fall zu bringen, und die wenigstens einmal auch den Versuch dazu machte. Und diese Opposition kam von rechts. Von ihr aus gesehen stand Hitler links.“

Heutzutage ist das alles vergessen. Der pathetisch inszenierte „Kampf gegen rechts“ wird widersinniger Weise mit einer Abwehr nationalsozialistischer Tendenzen konnotiert. Je geschichtsvergessener die „Akteure gegen rechts“ sind, umso heftiger gebärden sie sich in ihrer moralisierenden Überheblichkeit. Der 1999 verstorbene konservative Journalist Johannes Gross prägte das Wort: „Je länger das Dritte Reich tot ist, umso stärker wird der Widerstand gegen Hitler

und die Seinen.“ Es hat nichts von seiner Aktualität verloren und Henry M. Broder nennt es zurecht „eines der schönsten geflügelten Worte aller Zeiten“.

Geschichtsverlorenheit ist nämlich eines der Merkmale jener Entwurzelung, die spätestens seit der 68-er Bewegung um sich greift. Da helfen auch die zahllosen Erinnerungsfeiern und bemüht gestalteten Gedenkveranstaltungen nicht weiter, die ohnehin meistens in eine hämische Verurteilung historischer Persönlichkeiten münden, die einem aus heutiger Sicht nicht genehm scheinen, oft gepaart mit Seitenhieben auf den aktuellen politischen Gegner. Deutlicher kann sich Ignoranz der Geschichte gegenüber nicht äußern als in der Fiktion, man müsse das Vergangene an das Prokrustesbett des am gegenwärtigen Zeitgeist geeichten Maßstabs spannen, denn nur dieser besäße absolute Gültigkeit. Es ist jene Geisteshaltung, die zum Beispiel die deutsche Außenministerin Annalena Baerbock veranlasste, das sogenannte Bismarckzimmer im Auswärtigen Amt umzubenennen und ein Porträt Otto von Bismarcks aus dem Raum entfernen zu lassen. Sie pfeift auf die Geschichte. Offenkundig sind für sie, wie für viele andere auch, die Grautöne, deren die Geschichte voll ist, keiner Mühe der Betrachtung wert. Sie verdammen lieber, bevor sie überhaupt nur im Entferntesten verstanden haben.

Geschichtsverlorenheit geht mit einem schier unaufhaltsamen Zug zur Infantilisierung einher. Dies muss offenbar so sein, denn wie kann man reifen, wenn man nicht Wurzeln schlägt? Die Indizien der zunehmenden Unreife sind unübersehbar: Das beginnt beim Duzen von Wildfremden. Denn man nimmt den anderen nicht als Erwachsenen wahr. Werbetexte oder Handymitteilungen sind immer öfter per Du, obwohl man das Gegenüber nicht einmal kennt. Scheint es doch einen lieb zu haben. Dem Kleinkind genügt's, den infantil Gewordenen auch. Widerspuch erträgt man nicht; wer die eigene Meinung nicht teilt, den mag man nicht mehr. Und dass in Debatten Unliebsame ausgeschlossen werden, weil sie Gefühle verletzen könnten, erinnert an das Gehabe im Sandkasten. „Wer denken will, muss gut frieren können“, lehrt Nietzsche. Das gefällt übersensiblen Kindern gar nicht; sie flüchten in die Wärmestube des Kindergartens.

Da ist es nur folgerichtig, wenn der Staat zur Kindergartentante regrediert - wobei, und das ist nicht ohne Witz, das Wort Kindergartentante verpönt ist, man heutzutage politisch korrekt von Elementarpädagogen spricht. Vom Staate wird erwartet, den Bedürfnissen seiner Bürger zu entsprechen. Das war nicht immer der Fall: „Fragen Sie nicht, was Ihr Land für Sie tun kann – fragen Sie, was Sie für Ihr Land tun können“, forderte 1961 John F. Kennedy anlässlich seiner Inauguration zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Kennedy hatte noch ein traditionelles Staatsverständnis, war er doch historisch gebildet. Heute klingt seine Forderung geradezu unverschämt und aus der Zeit gefallen. Thomas Hobbes sah im Staat noch einen mächtigen Leviathan, nichts auf Erden könne sich mit seiner Macht messen, und seine Bürger sind ihm verpflichtet, weil er für ein, soweit möglich, sicheres Leben sorgt. Davon ist keine Rede mehr. Nicht Herrschaft, sondern Dienstleistung wird vom Staat erwartet. Er hat nicht nur Sicherheit, Freiheit und das Streben nach Glück zu gewährleisten, er soll sogar für das gedeihliche Vorankommen jedes seiner Bürger von der Wiege bis zur Bahre Sorge tragen. Mit Beihilfen, mit Förderungen, mit Bonuszahlungen, mit freiem Schul- und Universitätszugang, mit Absicherung bei sozialem Bedarf, im Krankheitsfall, im Alter und mit ähnlichem mehr - das Anspruchsdenken lässt sich nicht eingrenzen.

Es ist klar, dass nach Verwandlung des Staates vom Leviathan zum Dienstleister der Bezug auf Tradition und Vergangenheit, nach den Worten Golo Manns, „am ohnmächtigsten erscheint; im Außenpolitischen, Diplomatischen ohnehin; und ebenso in der Gestaltung der öffentlichen Dinge überhaupt, Wirtschaftspolitik, Wissenschaftspolitik, Verkehrspolitik und so fort. Über die Frage, wieviel Kilometer Autobahn in den nächsten Jahren gebaut werden müssen, welche Straßen um wieviel Kilometer zu erweitern sind, damit der Verkehr nicht vollends erstickt, über Gewässerschutz und Luftverunreinigung und die Zahl benötigter Schulklassenzimmer werden wir in den Briefen der Kaiserin Maria Theresia nun einmal nichts finden.“

Unsere Welt, so stellt Golo Mann in kühler, distanzierter Klarheit fest, verwandelte sich „in schnellerem und immer schnellerem Tempo und lässt alle fernere Vergangenheit bis tief ins 19. Jahrhundert hinein als eine insgesamt verblässende, fremde erscheinen, als eine Kette von

Epochen, die, von Pharao bis Bourbon und Habsburg und Hohenzollern, unter sich ähnlicher sind als irgendeine von ihnen der unseren ist.“ Sie scheint zur Entwurzelung verurteilt, und keine Revision in Sicht, die den Wegfall ihres historischen Fundaments ungeschehen macht.

Viele mögen dies ohne Bedauern zur Kenntnis nehmen. Scheinbar lässt es sich in einer Welt ohne Tradition und Vergangenheit leidlich gut leben. Denn der Verlust von Geschichtsbewusstsein, der Mangel an Stil, Würde und Reife, die Metamorphose des einst mächtigen zum nun beflissenen Staat stört die wenigsten seiner Bürger, zumal sie in den Schulen dazu erzogen wurden und die Medien sie in ständiger Beschallung unablässig daran gewöhnen. Der „lange Marsch durch die Institutionen“ hat sich ausgezahlt.

Wäre da nicht die Frage, warum das Gerüst eines entwurzelten Gemeinwesens scheinbar so stabil ist. Zumal Golo Mann meint, eine völlig traditionslose Gesellschaft hielte nicht einen Tag zusammen, sondern löste sich von heute auf morgen in ein widerliches Chaos auf: „Nicht das Machen eines einzigen Gesetzes wäre möglich ohne Tradition, kein Kunstwerk, nicht der Bau eines Hauses.“ Warum scheint er sich zu irren?

Gerne wird darauf geantwortet, Konservative wie Golo Mann übersehen die Bedeutung der Demokratie für den Zusammenhalt der Gesellschaft: Demokratie reiche dafür aus, die Zukunft eines von der Vergangenheit losgerissenen Gemeinwesens zu meistern. Bezeichnend dafür ist der jüngste Vorschlag einer sich als liberal verstehenden österreichischen Partei, man möge in den Schulen das Fach Religion durch das neue Fach Demokratie ersetzen. Dann, so meinen offensichtlich die Befürworter dieses Vorschlags, gelänge die Bildung eines „neuen Menschen“, befreit von den Dünkeln der Vergangenheit, unbelastet von den Religionen angedichteten Obskurantismen, gefügsam in das neue Bild des freiheitlichen, säkularisierten Staates passend.

Allerdings fußt nach einem berühmten Satz des deutschen Rechtsphilosophen und Verfassungsrichters Ernst-Wolfgang Böckenförde der freiheitliche, säkularisierte Staat auf „Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann“. Später präzierte Böckenförde sein Diktum: „Vom Staat her gedacht, braucht die freiheitliche Ordnung ein verbindendes Ethos, eine Art ‚Gemeinsinn‘ bei denen, die in diesem Staat leben. Die Frage ist dann: Woraus speist sich dieses Ethos, das vom Staat weder erzwungen noch hoheitlich durchgesetzt werden kann? Man kann sagen: zunächst von der gelebten Kultur. Aber was sind die Faktoren und Elemente dieser Kultur?“

Die Demokratie ist es sicher nicht, denn sie hat mit Gemeinsinn, gar mit Ethos, nichts zu tun. Sie ist nicht einmal ein Wert, obwohl ihr das von der Tradition entfremdeten Politikern und Journalisten gerne angedichtet wird. Sie ist schlicht und einfach ein Verfahren der gewaltlosen Übergabe und Übernahme von politischer Macht aufgrund eines Mehrheitsbeschlusses des Volkes, wobei jede Stimme gleich viel zählt. Natürlich befördert sie damit den Bestand des freiheitlichen, säkularisierten Staates, aber eben bloß als Verfahren, keinesfalls als „verbindendes Ethos“.

Im Übrigen ist dem luziden Staatsdenker Rudolf Burger zuzustimmen, wenn er sagt, es gäbe „kein Schlagwort, das so verwaorlost ist, wie der Begriff Demokratie“. Immer muss es für die Durchsetzung der eigenen Interessen herhalten, denn man selbst dünkt sich demokratisch, während die gegnerische Position gerne als populistisch verunglimpft wird. Wobei Burger nicht ohne Ironie anmerkt, dass das vom Lateinischen kommende Wort populistisch genau das Gleiche wie das vom Griechischen kommende Wort demokratisch bedeutet. Der griechische Demos ist der lateinische Populus: das Volk.

Wenn folglich die Demokratie schon aus kategorialen Gründen ungeeignet ist, als „verbindendes Ethos“ für den Bestand des vom historischen Erbe entlasteten Staates zu sorgen, stellt sich, insbesondere angesichts der Überschwemmung Europas durch Einwanderer aus Afrika und Vorderasien, die wirklich nichts mit Europas historischem Vermächtnis zu tun haben, umso drängender die Frage nach den Voraussetzungen des Zusammenhalts eines Gemeinwesens, das mit dem Erbe der Vergangenheit nichts anfangen will. Bassam Tibi versuchte sie Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem von ihm „Leitkultur“ genannten Begriff zu beantworten, ein eher hilflos

wirkendes Wort. Darunter subsumierte er „Demokratie, Laizismus, Aufklärung, Menschenrechte und Zivilgesellschaft“ und nannte in dieser Aufzählung, von der Aufklärung abgesehen, unpassende Begriffe. Dass sich Demokratie dafür nicht eignet, wurde bereits oben erörtert. Eine stabile, intakte Zivilgesellschaft, einst bürgerliche Gesellschaft genannt, ist nicht Voraussetzung, sondern Ergebnis, wenn die Idee der Leitkultur von der Gesellschaft aufgegriffen wird, kann folglich nicht als Bedingung der Leitkultur dienen. Laizismus als Verbannung der Religion aus dem öffentlichen Leben verstanden, schafft bloß einen Freiraum, der gefüllt werden sollte - doch womit? Und Menschenrechte schieben das Thema ins Juristische ab, wo es nicht hingehört, soll doch die Leitkultur Bedingung dafür sein, dass überhaupt Recht gelten kann.

Somit bleibt in Tibis Liste allein die Aufklärung übrig - kein übler Vorschlag, getränkt vom Erbe europäischer Vergangenheit und dem der Gründerväter der Vereinigten Staaten von Amerika. Wer ihn aufgreift, ist unwiderruflich als Konservativer punziert. Jenen aber, die gegen konservatives Denken wettern, wie zum Beispiel den Befürwortern des Wokeismus, ist dieser Vorschlag in Tibis Liste ein Gräuel.

Somit bleibt noch immer die Frage unbeantwortet, warum Golo Mann irrte, wenn er meint, ein von der Tradition abgekoppeltes Gemeinwesen müsste binnen Kurzem zerbrechen. Das scheint ja nicht zu stimmen: schon seit Jahrzehnten leben wir in einer Welt sich verschärfender Entwurzelung, mit der 68-er Bewegung beginnend und im Wokeismus kulminierend.

Man nähert sich einer fundierten Antwort, wenn man daran erinnert, in welchem Umfeld die 68-er Bewegung ihren Anfang nahm: Die 60-er Jahre des 20. Jahrhunderts waren von einem unstillbaren Glauben an Fortschritt und Gestaltung einer glanzvollen Zukunft erfüllt. In den Vereinigten Staaten von Amerika rief das Versprechen John F. Kennedys, innerhalb eines Jahrzehnts werde die Landung von Menschen auf dem Mond gelingen, eine technologische Entfaltung ohnegleichen hervor: Satelliten und Weltraumkapseln benötigen möglichst kleine elektronische Bauteile, Elektronenröhren wurden durch Transistoren ersetzt, und diese Umwälzung mündete in die Entwicklung kleinster integrierter Schaltkreise und nur Nanometer großer Mikroprozessorchips. Die Computerindustrie und mit ihr die gesamte Digitalisierung nahm ihren Anlauf. In Frankreich gelang seinem Staatspräsidenten Charles de Gaulle, einem Konservativen reinsten Wassers, der schmerzlose Verlust der Kolonien und sogar Algeriens, wobei er in der Bevölkerung das Gefühl der Grandeur und der Gloire des Landes erhielt. War Frankreich doch Atommacht und blieb es doch wirtschaftlich und kulturell mit der großen frankophonen Welt verbunden. In Westdeutschland schuf der christdemokratische Wirtschaftsminister und spätere Kanzler Ludwig Erhard das Wirtschaftswunder: nur wenige Jahre nach den Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs erstarkte das Land zum treibenden Wirtschaftsmotor Europas, und seine Bevölkerung gelangte zu beachtlichem Wohlstand. Auch in Österreich ereignete sich, eingeleitet von Julius Raab und Reinhard Kamitz, ein ähnlicher Aufschwung; als der Sozialist Bruno Kreisky 1970 Bundeskanzler wurde, konnte er aufgrund der vollen Kassen, die ihm die konservative Vorgängerregierung hinterließ, aus dem Vollen schöpfen. Was er und die sozialistisch geführten Regierungen nach ihm bedenkenlos taten.

Bedenkenlos war man nicht nur in Österreich. Denn die zuvor beschriebene Umwandlung des Staates vom Leviathan zum Dienstleister verschlingt Unsummen. Der Dienstleister muss liefern, will er sich seine Wähler gefügig halten - der Pferdefuß einer Demokratie, die ohne Verankerung in ein das Gemeinwesen verbindendes Ethos auf sich allein gestellt ist. Mit Steuern allein lassen sich staatliche Dienstleistungen nicht finanzieren, außerdem verärgert übertriebene Steuerlast den wählenden Bürger, dem die Frage, was er für sein Land tun könne, ohne das ihn mit den Mitbürgern verbindende Ethos nicht in den Sinn kommt. Hinzu treten die Einwanderer, von denen die meisten bedürftig sind, sich Hilfen aller Art erwarten, aber kaum durch eigene Leistungen dem Wohl des Staates dienen, sich dazu, entwurzelt wie sie sind, auch nicht verpflichtet fühlen.

Also haben Staaten Kredite aufzunehmen. Sie verschulden sich in einem Maße, dass kein noch so wuchtiger Wirtschaftsaufschwung eine Rückzahlung in absehbarer Zeit ermöglichte. Eine im Grunde höchst undemokratische Vorgangsweise, denn die unerträgliche Schuldenlast zwingt die noch ungeborenen Kindeskinde in die Knie, die naturgemäß an der Entscheidung, so hoch in

Kreide zu stehen, nicht beteiligt sind. „Nach uns die Sintflut“, sagte einst die Marquise de Pompadour, Mätresse von Ludwig XV., der sein Land für seinen Hofstaat in horrendeste Schulden trieb. 32 Jahre später überschwemmte Frankreich jene Revolution, die das alte Staatsgebilde unter ihren Fluten begrub.

Daher irrte Golo Mann bloß in seiner Annahme, ganz schnell, in kürzester Zeit müsse ein geschichtsvergessenes Gemeinwesen, dessen Bürger in kindischem Gehabe keine Pflichten dem Staat gegenüber wahrnehmen wollen, sondern nur Ansprüche stellen und der Staat selbst zum bloßen Dienstleister verkommt, zerfallen und Chaos hinterlassen. Wenn es die Umstände erlauben - und die günstigen Voraussetzungen der 60-er Jahre des vorigen Jahrhunderts erlaubten es -, kann der Verfall viel länger dauern. Doch Golo Mann dürfte recht haben, dass dieser Verfall à la longue unabwendbar ist.

Abhilfe allein schüfe die Rückbesinnung auf die Tradition, die Einwurzelung - ein schönes, von Simone Weil geprägtes Wort. Wie könnte sie gelingen? Wohl nur, wenn sich die geistigen Eliten des Landes, die einflussreichen Intellektuellen, namentlich die in Bildungsinstitutionen, die an Universitäten und in den Schulen Wirkenden, dazu aufraffen. Es wäre der Mühe wert. Ein letztes Mal sei Golo Mann aus seinem Vortrag zitiert:

„Man muss die Vergangenheit kennen, um sich von der Zukunft nicht überwältigen zu lassen. Man muss das Alte kennen, gerade um zu unterscheiden, was im Neuen neu ist, was nicht mehr geht, was völlig anders gemacht werden muss. Ebenso auch: Was im Neuen alt ist und bleibend ist. Wie Menschen handelten und warum, was ihre Motive waren und wie sie sich mischten, Staatsraison und Tradition, Stolz und Rechthaberei, Gier, Furcht, Opportunismus, wie ihre Taten ihren Ideen widersprachen; das, zum allermindesten, lehrt uns das Studium der Geschichte und in diesem Sinn bleibt sie, wie Napoleon sie nannte, die wahre Philosophie. Wie man für die Gegenwart aus der Geschichte lernen soll und wie nicht, dafür gibt es kein Rezept; so wenig es eines gibt, um in der Literatur Tradition schöpferisch zu pflegen und die Klippe bloßen Epigontums oder snobistischer Künstelei zu vermeiden. Verwirklichung ist nun einmal immer Sache der Kunst, also der Person, nicht der Theorie.“